

rowohlt repertoire

Leseprobe aus:

Ernst Fischer

Erinnerungen und Reflexionen

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de/repertoire

War das ich?

Zu Protokoll gegeben wird das Geständnis eines Mannes, der schwach war, doch über seine Kraft zu leben bemüht, einer, dessen anfälliger Organismus Sparsamkeit, dessen unstillbare Phantasie Verschwendung forderte, einer, dessen Talent es war zu träumen, nicht die Wirklichkeit zu gestalten, den aber die Wirklichkeit nötigte, das zu werden, was seiner Natur widersprach: ein Politiker.

Um den Leser zu warnen: Was ich zu bieten habe, ist nicht ein Protokoll, dazu fehlt mir, auch heute noch, Distanz zu mir selbst, zu den wechselnden Gestalten, die hinter mir her sind mit dem unabsehbaren Wunsch, anerkannt zu werden als «Ich», ein Rudel solcher Ichs, und alle notorisch befugt, mir, der ich heute bin, die Verantwortung zuzuschreiben für alle, die ich war, für alles, was ich getan und was zu tun ich versäumt habe. Und wenn ich frage: «War das ich?», ist das kein Versuch, die Verantwortung abzuwälzen. Ich bin bereit, gegen mich Prozeß zu führen, obwohl es nicht leicht ist, die Rollen zwischen Ankläger, Verteidiger, Gerichtshof so zu verteilen, daß es der Wahrheitsfindung dient, jede Eitelkeit aus dem Verfahren auszuschließen, die übliche der Selbstbeschönigung und die noch schlimmere der Selbstzerfleischung, zwischen dem Irrelevanten, sei es noch so reizvoll, und dem Wesentlichen, sei es noch so trüb, gewissenhaft zu unterscheiden.

Die weitaus größte Schwierigkeit ist, daß mein Gedächtnis schlechter funktioniert als meine Erinnerung: Situationen tauchen auf, Inseln, lichtüberhäuft, Gespräche, mit äußerster Deutlichkeit, Aura und Aroma des Augenblicks, doch zwischen diesen Inseln sind Nebel angesammelt, undurchschaubar, verworrene Chronologie, verwischter Zusammenhang. Da es mich langweilt, mit wissenschaftlicher Akribie diesen Zusammenhang zu rekonstruieren – ich bin kein Historiker, ich schreibe nicht die hundert Bände erfordernde

Geschichte meines Zeitalters –, lasse ich Lücken unausgefüllt oder fülle sie mit dürftigen Tatsachen. Dieses Buch ist also kein Material für Geschichtsschreiber; sie werden um so weniger darin finden, da mir, was man «Enthüllungen» nennt, zuwider ist, und ich nicht die Absicht habe, außer meinem jeweiligen Ich Personen bloßzustellen (auch wenn sie es verdienten), sondern nur das zum Verständnis Nötige auszusagen. Außerdem ist zu bedenken, daß Erinnerung eine Gauklerin und das Erinnerte fast nie die Situation in ihrer Gesamtheit ist, sondern *mein* Erlebnis der Situation oder, noch genauer, das durch wiederholte Reproduktion arrangierte, zu dauerhafter Form geronnene Erlebnis.

Warum also schreibe ich diese Erinnerungen und Reflexionen? Macht es mir Spaß? Nur dann und wann. Bin ich schon so alt, daß Vergangenheit mich zurückholt aus Gegenwart und Zukunft, ins Unabänderliche zurück aus einer so ungestüm sich ändernden Welt? Interessant ist nur die Zukunft, die Fülle des Möglichen, nicht das Gewordene, das uns in seinem Erstarrtsein vorzutäuschen bemüht ist, es habe, weil es so wurde, nicht anders werden können, es sei das Reich der Notwendigkeit. Die revoltierende junge Generation ist mir näher als der Siebzigjährige, der ich bin; für sie aber bin ich das Vergangene, komisches Pathos, abgetragene Romantik. Immerhin: die attraktivsten dieser Jungen sind Romantiker, wenn auch härter, kälter, artikulierter, als wir es waren. Absurdität des Alterns; vor fünfzig Jahren gab es Situationen, in denen ich ein Hundertjähriger war, und heute, manchmal, droht mich ein Gefühl von Jungsein zu sprengen, durchaus widersinnig, da mein Organismus mich hämisch zur Ordnung ruft, zur idiotischen Ordnung der Natur, der Vergänglichkeit. Trotzdem also bin ich diesen Jungen zugewandt, die ehrwürdige Mauern mit frechen Plakaten, obszönen Zeichnungen bedecken, den Mechanismus der Routine außer Rand und Band bringen, in einer Welt der Institutionen, Organisationen, Manipulationen die Machtergreifung der Phantasie proklamieren. Während ich dies schreibe, möchte ich mitten unter ihnen sein. Und immer wünschte ich zuviel, und habe daher zuwenig erreicht, immer zu karg der Brennstoff für so hohe Flamme, immer die Wirklichkeit aufgezehrt von Phantasie. Doch wird auf solche Art das Leben eines Menschen, dessen Leistungen seinen Anlagen nicht entsprachen, dessen Talent der maximalen Konzentration unzulänglicher Kräfte bedurft hätte, um nicht in Halbheit steckenzubleiben, wird es nicht zum Reflex eines Zeitalters unverwirklichter Möglichkeiten? Ist von ihm zu berichten, ist der Versuch, es zu tun, also doch gerechtfertigt?

Er scheint es um so mehr, da dieses Leben mit der Negation der

Vaterwelt, all dessen, was man heute Establishment nennt, begonnen hat; das Wort war damals unbekannt, doch die Sache, so kümmerlich sie war, so schrullenhaft im Winkelwerk österreichischer Provinz, bedrängte mich mit Uniformen, Kasernen, Konventionen, Roheit, Dünkel und Heuchelei. Damals aber waren auch die Studenten der Provinzstadt, in der ich aufwuchs, Establishment, in widerlicher Aufgeblasenheit, und von Kindheit an hasste ich all dies, den Biedersinn der Niedertracht, den Dunst der Ehebetten, den Albdruk der Hierarchie, Befehlen und Gehorchen, Obrigkeit und Unterwerfung. Ich träumte, sehr früh schon, von einer Welt der Freiheit, in der es nicht nach Armut riecht, nach Küche und Abort, nach Staub und Schweiß, sondern durch die ein Duft von Frauen und Flieder weht, der Hauch einer wärmeren Erde. Es war das Paradies der Anarchie, des Eros und der Brüderlichkeit, von dem ich träumte; doch es kam der Krieg, mit dem, um vierzehn Jahre verspätet, das zwanzigste Jahrhundert begann, das Jahrhundert der Kriege, der Krisen, der Revolutionen und Konterrevolutionen, der großen Erwartungen und größeren Enttäuschungen, die Welterschütterung in Permanenz.

Was ist aus uns geworden?

In einem überhitzten Artikel, veröffentlicht am 28. Juli 1929, in der Wiener *Arbeiter-Zeitung* schrieb ich von meiner, von der Kriegsgeneration:

«Der Krieg war zu Ende, die Fronten hatten sich aufgelöst – aber in unseren Seelen war immer noch Krieg, durch unsere Herzen zog sich die Front, immer noch Kanonade und Explosion, heulender Himmel und berstende Erde, Schützengraben und Massengrab, immer noch: das haben wir gelernt, das werden wir nie vergessen. Unbegreiflich: da gab es Menschen, die rechneten mit der Zukunft, die bauten ein Leben auf, die sagten: <In einem Monat, in einem Jahr ...> Wußten sie nicht, daß morgen, heute, in einer Stunde, in einer Sekunde, der Splitter eines Geschosses sie treffen, der Tod sie tilgen konnte? In einem Monat, in einem Jahr – wer konnte es wagen, so weit vorauszudenken, wer durfte glauben, es gäbe irgend etwas auf lange Sicht, wer war so kurzsichtig, wer so langlebig? Wußten sie nicht, daß über die Welt der ewige Ausnahmezustand verhängt war? Ja, der Ausnahmezustand dauerte fort, tief in den sogenannten Frieden hinein: das Geld wurde wertlos wie das Leben, die Kurse fielen, wie die Menschen gefallen waren, die Straße wandelte sich zur Front. Unser Gefühl: Es gibt nichts Sichereres mehr! wurde tausendfältig bestätigt – und dieses Gefühl ist uns treu geblieben, dieser Nihilismus ist der Bodensatz unserer Seelen. Wohl wächst in Granattrichern Gras und Getreide – aber eines Tages

explodiert, mitten im sogenannten Frieden, eine vergessene Granate, eines Tages wühlt der Pflug einen Totenschädel aus der Erde, und aus dem Stahlhelm starren die leeren Augenhöhlen. Wir haben uns eingefügt in Regel und Ordnung – aber in Wahrheit ist uns das alles fremd, in Wahrheit schauen wir jeden, der sicher und selbstbewußt von seiner Zukunft spricht, schief von der Seite an: Glaubt er das wirklich oder zwingt er sich nur dazu, wie wir uns verzweifelt dazu zwingen? . . .

Mit uns stirbt der Krieg, mit uns, den Überlebenden einer verlorenen Generation. Wir sind von ihm besessen, er lässt uns nicht los. Habt ihr schon einmal beobachtet, daß wir alle vom Kriege sprechen, wenn wir Lebendiges zu formulieren versuchen, daß in allem, was wir reden und schreiben, hundert Kriegsbilder wiederkehren, daß für uns die Welt ein System von Schützengräben ist? Habt ihr schon einmal beobachtet, wie sprunghaft und unregelmäßig wir sind, leidenschaftlich vorstoßend und jäh deprimiert, intensiv zugreifend und stets eine dunkle Passivität, eine lähmende Unlust überwindend, bis zur Weißglut erhitzt und bis zur tödlichen Kälte abgekühlt, Kinder des Schützengrabens, die drei Tage lang, drei Nächte lang alle Kraft einsetzen und dann stumpf vor sich hinbrüten, tagelang, nächtelang? Wir, die Überlebenden einer verlorenen Generation.

... So sind wir Rebellen geworden, Aufrührer, Sozialisten; unser Sozialismus war nicht Erkenntnis, Klarheit, Klassenbewußtsein – er war nur Gefühl, nur Leidenschaft, mit verzweifelter Inbrunst, mit radikalem Haß und radikaler Liebe. Viele von uns sind später, im Ringen um Disziplin und politischen Realismus, aus Meuterern zu Genossen, aus Freischärtern des Sozialismus zu Dienern an ihm geworden – viele aber haben es nie gelernt, für die Partei zu arbeiten. Ihre Nerven ertrugen keine Ordnung und keine Verantwortung; sie wollten schießen, nicht organisieren, sie wollten die Anarchie und nicht den Sozialismus. Sie wurden Abenteurer, Femebündler, Faschisten; sie fanden keinen Kontakt mit der Nachkriegswelt; der Kurzschluß der Nerven wurde nie behoben . . .

Die älter waren als wir, retteten sich aus dem Vorkriegsleben in die neue Zeit. Die jünger sind als wir, wachsen organisch in die Zukunft hinein. Wir haben kein Leben, das vor dem Kriege war. Wir haben keine Zukunft, die in der Nachkriegswelt wurzelt. Wir sind der Abgrund zwischen den Zeiten.»

Das Pathos dieser Konfession ist nahezu unerträglich; dennoch erkenne ich in all der Übertreibung nicht nur den, der ich damals war, sondern auch die Identität. Wir sahen uns als Schatten der Epoche, flackernde Konturen, wachsend, schrumpfend, phantastisch

deformiert. Es war nicht eigentlich die Front, die mich geformt hatte; das zu behaupten, war deklamatorische Vereinfachung. An die Front kam ich erst im Frühsommer 1918, einige Monate vor dem militärischen Zusammenbruch. Ich hatte es selbst so gewollt: der Stabsarzt, der bei der Musterung meinen mageren, nicht sehr widerstandsfähigen Körper untersuchte, war ein Freund meines Großvaters, des Generals in Pension. «C-Befund!» diktirte er mit freundlichem Augenzwinkern, also Kanzleidienst im Hinterland. «A-Befund!» bat ich zu seiner Verwunderung, also Dienst an der Front. Ich habe den Krieg verabscheut, vom ersten Tage an, aber wenn es schon derlei gab, wollte ich dabeisein. Einen zweiten Weltkrieg wird es nicht geben, dachte ich in holder Ahnungslosigkeit, auf ein so einzigartiges Erlebnis darf man nicht verzichten. Es war nicht die Front, wohl aber der ewige Ausnahmezustand, der mich anzog, die Lust an Selbstvernichtung in der Maske der Selbstbewährung. Insofern war ich, der Einzelgänger, Repräsentant einer Generation, eines Zeitalters, nicht nur neu wie jedes einmal neu war, sondern des so exzessiv neuen Zeitalters, das 1914 begonnen hat und dessen Ende noch unabsehbar ist.

Die heute Zwanzigjährigen, deren Spontaneität mit technischer Präzision gepaart ist, deren Gewalttätigkeit einer gewaltlosen Welt zustrebt, deren Ekel vor dem Establishment den unstillbaren Hunger nach Freiheit hervorgebracht hat, sind meine, des Siebzigjährigen, Zeitgenossen. Ich habe das Bedürfnis, mich ihnen mitzuteilen, von den Erlebnissen und Irrtümern, Erfahrungen und Enträuschungen, Entscheidungen und Fehlentscheidungen eines geistigen Freischärlers zu berichten, eines widerspenstigen Individualisten, der sich entschlossen hat, einer politischen Kampfgemeinschaft anzugehören. Dieser Freischärler wurde zunächst Sozialdemokrat. Nach dem 15. Juli 1927, als in Wien der Justizpalast brannte und die Staatsgewalt wehrlose Menschen niedermetzte, begann er an der parlamentarischen Demokratie zu verzweifeln. Angesichts des aufsteigenden Faschismus und der Selbstentmahnung der Demokratie wurde er zum Antidemokraten, überzeugt, daß nur die Diktatur des Proletariats fähig sei, die faschistische Diktatur zu brechen oder ihr zuvorzukommen. Nach den Februarkämpfen 1934 Emigrant in Prag, aus Österreich ausgebürgert, entschloß er sich, der Kommunistischen Partei beizutreten. Der Haß gegen Hitler, die Konzentration auf den Kampf gegen Hitler-Deutschland bewog ihn, alle Zweifel zum Schweigen zu bringen und sich der kommunistischen Disziplin zu fügen. Der VII. Weltkongreß der Kommunistischen Internationale, dessen Konzept er noch heute für richtig hält, erleichterte ihm die Bejahung des Kommunismus auch in seiner stali-

nistischen Mißgestalt. Er ging nach Moskau, glaubte wie Millionen anderer Kommunisten an Stalins Genialität und weltgeschichtliche Größe. Obwohl er sich nicht dafür hielt, war er ein Stalinist.

Und heute —?

Dem Bruch mit dem Stalinismus folgte der langwierige Prozeß seiner Überwindung. Noch 1948 war ich überzeugt, die Revolte des tapferen Tito gegen den Versuch Stalins, Jugoslawien zur russischen Satrapie zu degradieren, sei Verrat am Sozialismus. Der schon dem Stalinismus Entrinnende wurde wieder zum Stalinisten, verteidigte den Ungedanken des monolithen Mächteblocks, schrieb gegen Tito ein abscheuliches Theaterstück. Leider hörte ich nicht auf Lou, damals noch nicht meine Frau, die einzige, die mich beschwor, von diesem Theaterstück abzulassen.

Was war da mit mir geschehen? Ich bin weder dumm noch bösartig, noch herrschsüchtig, niemand hat mich aufgefordert, ein solches Pamphlet zu schreiben, noch hatte ich die Absicht, mich irgendwie hervorzu tun. Ich fühlte, daß ein dritter Weltkrieg unabwendbar sei, und glaubte daher, daß jeder Bruch mit Moskau in solcher Situation Verrat sei. Doch das Motiv verstehen, heißt nicht, die Tat verzeihen.

Aus der Tiefe meiner Erinnerung, aus der Trauer um all das Verlorene, um den, der ich war und nicht mehr bin und nie mehr sein werde, ruft immer wieder ein fremdes Ich mir selbst, dem Fremden, zu: Was war da mit dir geschehen? Ich weiß nicht, ob ich die Antwort zu finden vermag, die wirkliche, mich selbst überzeugende Antwort, aber sie hängt mit dem Zwiespalt des Intellektuellen in jedem selbstgewählten, aus freien Stücken anerkannten Kollektiv zusammen; denn immer ruft er sich selbst zur Ordnung, im Namen des Kollektivs, dem er angehört und doch nicht völlig angehört in seiner kritischen Selbstbehauptung, denn daß er in Reih und Glied nicht stehe, sagt ihm sein Bewußtsein und wirft ihm sein Gewissen vor, das nicht ihm aufgezwungene, sondern aus freiem Entcheid hervorgegangene, und je störrischer das primäre, das anarchische Ich sich auflehnt, dieses nie verstummende Nein des jasagenden Intellektuellen, desto heftiger wird der zu Gebundenheit sich Nötigende Disziplin, so tief ihm zuwidere Disziplin gegen den Ungehorsam verteidigen, also gegen sich selbst, den Ketzer, der er ist.

1952 gab es zwei Prozesse: den gegen das Ehepaar Rosenberg in den USA, den gegen Slansky und andere führende Kommunisten in der Tschechoslowakei.

Die Rosenbergs wurden zum Tode verurteilt und hingerichtet, wegen nicht nachweisbarer Spionage zugunsten der Sowjetunion.

Slansky und viele der Angeklagten im Prager Prozeß wurden zum Tode verurteilt und hingerichtet – wegen nachweisbar nicht existierender zionistisch-titoistisch-imperialistischer Verschwörung.

Zum erstenmal nach vielen ähnlichen Prozessen glaubte ich nicht ein Wort der monströsen Anklage, der erpreßten Geständnisse. Dennoch protestierte ich nicht öffentlich. Ich weigerte mich, den Justizmord zu verteidigen, aber ich schwieg – im Namen einer mißverstandenen Disziplin, die in Mitschuld umschlägt. Ohne Gewicht ist der Einwand, es wäre für niemand eine Hilfe gewesen, wenn ich gesprochen hätte. Mein Schweigen war unentschuldbar.

Der XX. Parteitag der KPdSU hat den Stalin-Mythos ins Wanken gebracht, leider nicht gestürzt. Chruschtschow unterlag dem Apparat. Die immer deutlicher werdende Mißachtung aller sozialistischen, demokratischen, humanen Grundsätze durch die Epigonen, neue Verhaftungen, neue Prozesse, neue Maßnahmen gegen jeden Hauch der Freiheit nötigten uns zur Frage: Ist das noch Sozialismus? Ist die Entfremdung geringer geworden? Haben sich die Beziehungen zwischen den Menschen ins Freundliche gewendet? Sind die Menschen freier, aufrechter, glücklicher als anderswo? Gibt es das überhaupt – Sozialismus?

Ja! war die Antwort. Sie kam aus Prag, aus Bratislawa, aus der Tschechoslowakei. Was dort geschah, war die Rechtfertigung unseres Daseins als Kommunisten, mit all den Irrtümern, Verirrungen, Verfehlungen, die wir uns vorzuwerfen haben.

Die Tschechoslowakei hat den Beweis für die Möglichkeit eines europäischen Sozialismus erbracht. Der 21. August 1968 war der Gegenbeweis. In einer so kurzen Spanne Zeit die Möglichkeit des Sozialismus und seine Unmöglichkeit, solange Großmachtpolitik über das Schicksal der Völker entscheidet – das ist der Widersinn, der uns Kommunisten in Frage stellt. Daher die Trauer und der Zorn, all das Schwere, das es so schwer macht, mit ruhiger Stimme davon zu sprechen.

«Sprich mit ruhiger Stimme!» sagt Lou. «Dein alter Fehler ist, daß du übertreibst.»

Sie hat recht. Ich übertreibe. Nein, die Wirklichkeit übertreibt. Kein Wort vermag sie einzuholen. Dennoch: Sprich mit ruhiger Stimme! Wovon?

Bei sinkender Sonne ging ich abwärts. Tief unten, auf der Serpentine, kam einer mir entgegen, ein Schatten, dünn und groß. Er ging aufwärts. Auch das war ich. Werden wir einander treffen, eh die Sonne gesunken ist?

Übertreibe ich? Der in der Tschechoslowakei, in diesem kleinen Land, zur Wirklichkeit werdende Sozialismus, kündigte die Ver-

einigung an, am Wendepunkt der Straße, der Wanderer und sein Schatten, das Ich und seine Projektion in die Welt.

Den Traum vom Sozialismus festzuhalten, war von Jahr zu Jahr schwieriger geworden. War es nicht Angst vor der Wahrheit, vor der großen Kälte und Finsternis, vor dem Entgleiten der wärmenden Hülle, die uns Erkenntnis verwehrte, wie dünn der Traum schon war? Das Altsein, bisher nur Auflehnung des zu schnell ermüdeten Körpers gegen das ihm Zugemutete, Widerhall einer Axt im gelichteten Wald, das Knirschen einer Säge, flüchtige Betroffenheit, doch jetzt, ein Horchen tief hinein, in dieses ausgehöhlte Ich, in diese Höhle der Zeit, der späten Zeit, der letzten Zeit, der unaufhaltsam entrinnenden, der widersinnigen, und nichts, das bleibt und weiterwirkt, und nichts als Nichts? War nicht die Tschechoslowakei 1968 die letzte Chance für den, dessen Zeit zu Ende geht, die große Chance des europäischen Sozialismus? Synthese von Freiheit und Kommunismus? Das menschliche Gesicht?

In der langwierigen und widerspruchsvollen Weltrevolution, die der Inhalt dieses Jahrhunderts ist, sind Vietnam und Kuba und China wesentliche Faktoren; dennoch wäre es töricht, dort das Beispiel für Europa zu suchen oder Europa als abgetan zu betrachten, als den zukunftslosen Kontinent der Vergangenheit. Ein solches Beispiel wäre die Tschechoslowakei geworden. Vorbei. Ein dummes Wort. Was aber tun?

Finden wir uns ab?

Sollte man in meinem Alter nicht mit abgekühltem Gefühl, mit dem Zynismus der Erfahrung die Vergeblichkeit unserer Bemühungen einsehen, ohne Verbitterung oder Verzweiflung, mit der Gelassenheit dessen, hinter dem der Tod steht?

Ich finde mich nicht ab.

Daß es möglich ist, mit militärischer Übermacht ein Volk niederrzuwerfen, wissen die Völker seit Tausenden von Jahren. Daß es möglich war, in einem kleinen Land das menschliche Gesicht des Sozialismus zu erwirken, wenn auch ein flüchtiges, ist bedeutsamer als der keineswegs überraschende Sieg der Übermacht. Dieser Sieg entspricht der Wahrscheinlichkeit. Das Unwahrscheinliche geschah, als der so gewaltige Sieger so lange keine Gefügsamen fand. Das Unwahrscheinliche in allen Rechnungen der Realpolitik ist immer wieder der Mensch.

Also ist es nicht Torheit, zu hoffen.

Ich spreche zu meinen dreißigjährigen, zwanzigjährigen Zeitgenossen, zu einer nicht mehr verlorenen, nicht mehr pragmatischen, sondern kämpfenden jungen Generation. Gewiß, da gibt es vielerlei: Sozialisten, Kommunisten, Anarchisten, Trotzkisten, Maoisten,

Atheisten und Christen, radikale Demokraten und fanatische Antidemokraten, Mystiker der Gewalt und Prediger der Gewaltlosigkeit; aber dennoch, so scheint mir, überwiegt das Gemeinsame. Sehnsucht nach dem Phantom, dem fast schon zum Gespött gewordenen – *Freiheit*.

Ich weiß, wie vieldeutig, vielstimmig, unzureichend bestimmbar dieser Begriff ist, wie häufig und wie hurtig er zur Phrase wird, wie sehr er dazu neigt, ins Vage sich zu verflüchtigen, und Verzweiflung an ihm ist nur den unentwegten Optimisten unbekannt. Doch allein schon das Wort – nicht entschärft durch festliche Rhetorik, sondern als Forderung angemeldet – erbittert die Funktionäre aller etablierten Ordnungen. Mögen sie diesem oder jenem «Lager» angehören, gegen die Forderung nach Freiheit bedienen sie sich desselben Vokabulars: Revoluzzer, Extremisten, Provokateure; und daß es absolute Freiheit nicht geben könne, sondern nur das Zugelassene als Freiheit anzuerkennen sei, werden wir belehrt. «Ich bin so frei!» sagt in Österreich der Untergabe, wenn er die vom Vorgesetzten ihm angebotene Zigarette nimmt. – «Frei sein wollen die?! Sollen lieber lernen. Freiheit? Schulfrei wollen sie haben, auf unsere Kosten, das Chaos, angezettelt von den Kommunisten!» Andererseits hörte ich von einem kommunistischen Funktionär: «Wenn einer von Meinungsfreiheit spricht, weiß ich sofort, daß er der bürgerlichen Ideologie verfallen ist. In der kapitalistischen Welt trete ich selbstverständlich für Meinungsfreiheit ein, denn diese Welt ist schlecht und bedarf daher der Kritik. In der sozialistischen Welt hingegen, die eine gute Welt ist, fordert Meinungsfreiheit nur die Konterrevolution.» Doch derlei soll uns nicht entmutigen; denn daß die Hochschulen, Zentren der Reaktion, als ich jung war, zu Sprungbrettern der Revolte geworden sind, daß unter den Intellektuellen aufsässiges Selbstbewußtsein um sich greift, daß die Herrschenden den Gebildeten nicht mehr so ungetrübt vertrauen dürfen wie einst, ist Symptom einer revolutionären Entwicklung. In einer öffentlichen Diskussion hat ein Sozialdemokrat uns beschworen, doch endlich auf den fatalen Begriff «Revolution» zu verzichten; ein katholischer Priester hat ihm geantwortet, das Recht der hungernden und mißhandelten Völker in Asien und Lateinamerika auf Revolution sei unbestreitbar, und eine katholische Hochschullehrerin rief: «Wir haben erst vor kurzer Zeit die Revolution entdeckt. Wir lassen sie uns nicht verekeln.»

Von diesem Heute bin ich umringt. Stimmen aus Prag und Paris, aus Vietnam und Kuba dringen auf mich ein, während ich schreibe, und Moskau, Stimmen aus Moskau: wie viele Freunde dort, tapfer um die Synthese von Sozialismus und Freiheit bemüht, standhaft

und klug! Welt im Zwielicht dort, schmerzender Widerspruch: Mau-soleum Lenins und der Revolution, einst der große Motor, heute zu häufig der Bremsklotz. Dennoch: ohne Moskau keine Freiheit für Vietnam! Und keine Hoffnung auf Frieden! Imperialistische Großmachtpolitik hat den Sozialismus verschüttet; dennoch wider-spreche ich der weitverbreiteten Auffassung, zwischen der Sowjetunion und den USA gebe es keinen Unterschied mehr. In der Sowjetunion herrscht zwar nicht das Volk, sondern ein unkontrollier-ter Machtapparat, und von der «führenden Rolle der Arbeiterklas-se» zu sprechen ist Zynismus oder Routine – aber es gibt keine ka-pitalistische Profitwirtschaft, sondern gegeben sind die elementaren ökonomischen Voraussetzungen des Sozialismus. Und wenn auch das in die Sohlen der Bürokratie eingegossene Blei jeden Schritt vor-wärts hemmt und in naher Zukunft von der Sowjetunion keine so-zialistischen Impulse zu erwarten sind, kann der verschüttete Sozia-lismus zum Sprengstoff der Erneuerung werden. In solchem Kon-text gewinnt Erinnerung die Leuchtkraft einer Zukunft, die ich antizipiere und zu der, trotz allem Scheitern, Versagen und Ver-zweifeln, ich vielleicht ein Winziges beigetragen habe und noch beizutragen hoffe. Daß diese Zukunft anders sein wird, als wir sie träumen, planen, vorbereiten, daß in jedem aufgehobenen Wider-spruch schon der künftige heranreift, daß aus keiner Befreiung die Freiheit unversehrt hervorgeht, ist kein Anlaß zu resignieren. Frei-heit ist dennoch mehr als die Negation der jeweiligen Unfreiheit. In jedem Augenblick siegender Phantasie ist sie zugegen, in jedem schöpferischen Akt, in jedem Überschreiten unserer selbst. So bin ich also – und möchte damit die Abschweifung entschuldigen – zurück-gekehrt zu dem, als der ich aufgebrochen war: ein nach Freiheit und freier Gemeinschaft Strebender.

Dem Rückblickenden mag es scheinen, daß alles zwangsläufig war, daß er, wieder in dieselben Situationen gestellt, wieder so handeln würde, weil er so handeln müßte. Vergangenheit ist das Versteinerte, das uns anstarrt mit den toten Augen des Notwendigen. Freiheit ist Zukunft.

Daß es nicht so sein mußte, daß es Alternativen gab, daran er-innert mich – wenn ich sie gewähren lasse – die Erinnerung. Ich habe die Freiheit, mich zum Schreiben zu zwingen, meine Verant-wortung anzuerkennen, ohne an die Notwendigkeit zu appellieren.

Ich mache von dieser Freiheit Gebrauch.